

Bürgertum hatte sich bereits vor Jahren in die USA, überwiegend nach Florida, abgesetzt.)

Innerhalb Nicaraguas sind rund 200 000 Menschen aus den Kampfgebieten geflohen oder umgesiedelt worden; das sind mehr als 10 Prozent der Bevölkerung. Die meisten leben in „asentamientos“, Lagerdörfern in der Nähe der Heimatprovinz. Das staatliche Umsiedlungsprogramm stellte den Flüchtlingen Material für den Hüttenbau und Lebensmittel für die ersten Monate zur Verfügung. Von den 20 000 Miskito-Indianern der Atlantikküste, die nach forcierten, zum Teil gewaltsamen Evakuierungsmaßnahmen der sandinistischen Regierung über die Grenze nach Honduras flüchteten, sind etwa die Hälfte wieder nach Nicaragua zurückgekehrt.

Im Blick auf die laufenden Friedensverhandlungen in

Mittelamerika weisen dort tätige Hilfsorganisationen (wie der Deutsche Caritasverband und Misereor) darauf hin, daß das Flüchtlingsproblem in dieser Region nicht nur als humanitäres Problem gesehen werden könne. So wichtig humanitäre Hilfe für die Betroffenen, in der großen Mehrheit arme Campesinos, sei, die Ursachen und damit auch die Abhilfe müsse im politischen Bereich gesucht werden. Leider werden die Friedensbemühungen der mittelamerikanischen Länder von den involvierten Großmächten, insbesondere den Vereinigten Staaten, nicht gerade tatkräftig unterstützt. Solange aber die beiden Großmächte die Bürgerkriege in Mittelamerika direkt oder indirekt, jedenfalls wirksam unterstützen, werden die kämpfenden Parteien keinen Frieden schließen, werden weiter Menschen vor dem Krieg flüchten.

Gabriele Burchardt

Beilegung des Ritenstreits in der indischen Kirche?

Ein Brief des Papstes und sein Kontext

Am 28. Mai 1987 hat Papst Johannes Paul II. einen Apostolischen Brief an die Bischöfe Indiens geschickt (vgl. HK, Oktober 1987, 500), in dem er eine Reihe von Entscheidungen in den seit langem bestehenden Auseinandersetzungen um die drei verschiedenen Riten innerhalb der katholischen Kirche Indiens traf. Die in diesem Brief angesprochenen Fragen haben für die indische Ortskirche erhebliches Gewicht. Wegen der vielen ekklesiologischen Implikationen ist der gesamte Fragenkomplex aber auch von einer über Indien hinausreichenden Bedeutung für die Theologie der Ortskirche und für das Verhältnis der römisch-katholischen Kirche zu den orthodoxen Kirchen.

In der riesigen Bevölkerung Indiens von gegenwärtig etwa 750 Millionen stellen die Christen mit 2,6% Anteil an der Gesamtbevölkerung eine kleine Minderheit dar. Mit 1,7% oder 13 Millionen Gläubigen ist die katholische Kirche die größte christliche Glaubensgemeinschaft in Indien. Einzigartig ist die Zusammensetzung der katholischen Glaubensgemeinschaft, die aus drei Riten, dem römisch-katholischen, dem syro-malabarischen und dem syro-malankarischen besteht. Das Wort „Ritus“ wird im allgemeinen gebraucht, weil es in seiner *relativen Unbestimmtheit* offenläßt, inwieweit damit in erster Linie nur der Unterschied in der Liturgie, d. h. ein eigenständiger Ritus, gemeint ist oder aber eine eigenständige Individualkirche mit einer spezifischen Form des kirchlichen Lebens, des Gottesdienstes, der Spiritualität und der kirchlichen Disziplin. In diesem letzteren Sinn möchten sich der syro-malabarische und der syro-malankarische Ritus verstanden wissen. Und genau darum geht seit län-

gerer Zeit die Auseinandersetzung dieser beiden orientalischen Kirchen mit der „lateinischen Kirche“, wie sie die römisch-katholische Kirche Indiens nennen.

Die Geschichte der Thomaschristen

Die katholische Kirche Indiens führt ihren Ursprung auf die Missionstätigkeit des Apostels Thomas zurück, der im Jahr 52 n. Chr. nach Indien gekommen sein soll. Deshalb wurden die Christen in Indien „Thomaschristen“ genannt, weil sie dem „Gesetz des Thomas“ und nicht dem „Gesetz des Petrus“ folgten. Wenn auch die historische Frage, ob dieser apostolische Ursprung der indischen Christen zu Recht besteht, nicht eindeutig geklärt werden kann, so steht doch als historisch gesichert fest, daß es in Südindien seit dem 4. Jahrhundert Christen gegeben hat, die mit den Kirchen im Nahen Osten in Verbindung standen und die ihre Liturgie und kirchlichen Strukturen von dort erhalten haben. Das Christentum in Indien ist damit älter als die Kirchen in Mittel-, Nord- und Osteuropa. Während der fast 1000 Jahre ihrer Geschichte vor dem Beginn der Missionstätigkeit lateinischer Missionare in Indien waren die Thomaschristen in Südindien in den heutigen Staaten Kerala und Tamil Nadu verbreitet. Es ist nicht gesichert, ob sie über dieses Gebiet hinweg in anderen Teilen Indiens oder seiner Umgebung missionarisch tätig waren. Ihre Liturgiesprache war – und ist jetzt wieder – das Syrische. Durch die ausländische Liturgiesprache und die damit verbundene Theologie waren die Thomaschristen nicht gerade Pioniere auf dem Gebiet der Inkulturation des Christentums

in Indien. Berührung mit oder Anleihen aus der hinduistischen Glaubenswelt wurden strikt vermieden. Als Angehörige der höheren Kasten waren die Christen respektiert und relativ einflußreich.

Nach eher flüchtigen Berührungen mit franziskanischen Missionaren im 13. Jahrhundert beginnt seit Anfang des 16. Jahrhunderts die *lateinische Mission unter dem portugiesischen Padroado in Indien*. Die ersten Kontakte zwischen den Thomaschristen und den lateinischen Missionaren waren sehr gut und herzlich. Aber bald kam es über Fragen der Jurisdiktion, der Liturgiesprache und des Verdachts auf „nestorianische Irrlehren“ unter den Thomaschristen zu Auseinandersetzungen zwischen der portugiesischen Missionskirche und den Thomaschristen. Es ist eine schmerzliche Geschichte für die Thomaschristen und sicher kein Ruhmesblatt der lateinischen Missionsgeschichte, wie diese Auseinandersetzungen geführt wurden. 1599 fand die *Synode von Diamper* statt, von der die Thomaschristen heute sagen, daß dort der Versuch gemacht worden sei, systematisch die Kirche des heiligen Thomas zu latinisieren und zu unterwerfen. Die Thomaschristen, die bis dahin ihre eigenen Bischöfe gehabt hatten, wurden der lateinischen Jurisdiktion unterstellt und das Lateinische zur Liturgiesprache gemacht.

1653 trennten sich die Syro-Malankaren – auch Jakobiten genannt – von der römisch-katholischen Kirche. Fast 400 Jahre dauerte dieser Zustand der Unterdrückung unter „lateinischer Herrschaft“ der Thomaschristen. 1923 wurde von Rom wieder eine eigene Hierarchie für die Thomaschristen unter dem Namen „syro-malabarischer Ritus“ errichtet. Heute gehören zur syro-malabarischen Kirche etwa 3,2 Millionen Gläubige, die in 2 Erzdiozesen und 5 Diözesen in Südindien leben. Nach der Wiedererrichtung der syro-malabarischen Kirche trennte sich eine Gruppe von der syrisch-orthodoxen Kirche und bildete unter der Leitung ihres Bischofs Mar Ivanios 1930 die syro-malankarische Kirche, die gegenwärtig etwa 300 000 Gläubige zählt, die in drei Diözesen gegliedert sind. Beide orientalischen Riten zusammen stellen mit 3,5 Millionen Mitgliedern oder 29% der indischen Katholiken ein wesentliches Element der christlichen Präsenz in Indien dar.

Rivalitäten zwischen den Riten

Seit der Wiederherstellung der orientalischen Riten in ihrer relativen Eigenständigkeit unter der Leitung der Kongregation für die Ostkirchen haben sie eine Periode der *Wiederbesinnung auf ihr Erbe*, eines kirchlichen Aufbruchs mit vielen Berufen zum Priester- und Ordensleben und eines allgemeinen Erstarkens durchgemacht. Die Beschäftigung mit der eigenen Geschichte führte zu einem starken Bewußtsein für das große Unrecht, das ihnen während der letzten 400 Jahre seitens der Lateiner zugefügt worden war. Es wurde beklagt, daß auch nach der Wiederherstellung der eigenständigen kirchlichen

Strukturen der Jurisdiktionsbereich der syro-malabarischen Kirche sich auf 0,47% des Territoriums Indiens beschränkte, d. h. auf einen kleinen Bereich im Bundesstaat Kerala. Zu einem *gesamtindischen Problem* wurde die Frage der Zugehörigkeit zu den verschiedenen Riten durch zwei Phänomene. Auf der einen Seite kam es in den letzten Jahrzehnten zu einem Exodus vieler syro-malabarischen Christen in die großen indischen Städte, vor allem des Nordens und Ostens. Auch wenn verlässliche Statistiken fehlen, nimmt man an, daß etwa 60 000 nach Bombay, 10 000 nach Puna, 15 000 nach Delhi, 35 000 nach Bangalore und 30 000 nach Madras gingen. Dort schlossen sie sich lateinischen Pfarreien an, ließen ihre Kinder im lateinischen Ritus taufen und darin groß werden. Diese Emigranten gingen der syro-malabarischen Tradition verloren.

Spätestens seit dem 2. Vatikanischen Konzil machten die Syro-Malabaren geltend, daß das Konzil die seelsorgliche Betreuung solcher Emigranten aus den orientalischen Riten durch Priester ihres Ritus vorsehe und die lateinischen Bischöfe daher bereit sein müßten, diese Betreuung auch zu gewähren und sicherzustellen. Seitens der lateinischen Bischöfe in Indien wurde dagegen argumentiert, daß diese Bestimmungen des Konzils für Situationen in Europa und den USA, wo viele orthodoxe Christen aus Osteuropa leben, getroffen worden seien, aber für Indien eine Sondersituation herrsche, in der diese Bestimmungen nicht anwendbar wären. Das zweite Phänomen, das zu einer Verschärfung der Ritenfrage in Indien führte, besteht darin, daß die Syro-Malabaren seit mehreren Jahren einen *Überschuß an kirchlichen Berufungen* haben und gegenwärtig 70% (es gibt auch Stimmen, die von 80% reden) des Missionspersonals der indischen Kirche in den Missionsgebieten Nordindiens stellen. Die Syro-Malabaren beklagen, daß sie die Hauptlast der Mission der indischen Kirche tragen, dies aber unter der Jurisdiktion der lateinischen Bischöfe und für die lateinische Kirche tun. Sie fordern demgegenüber eigene Jurisdiktionsbezirke, in denen sie für die syro-malabarische Kirche Mission treiben können. Bisher hat man ihnen nur Teilbezirke anvertraut, wie die Eparchie von Gorakpur, die von der Diözese Varanasi 1984 abgetrennt und der „Little Flower Congregation“, einer Missionskongregation der Syro-Malabaren, übergeben wurde.

Bei der Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Riten in Indien geht es um eine Reihe grundsätzlicher Fragen der Ekklesiologie. Neben den theologischen Problemen spielen natürlich auch eine Reihe anderer Faktoren eine Rolle, die eher auf der menschlichen Ebene angesiedelt sind. Die orientalischen Christen in Indien berufen sich auf die Aussagen des Konzils zu den Ostkirchen und verlangen die Einlösung der dort theologisch vereinbarten Entscheidungen über den kirchlichen Charakter der mit Rom unierten Ostkirchen, ihre grundsätzliche Gleichberechtigung mit der lateinischen Kirche in Fragen der Liturgie, der Gestaltung des kirchlichen Lebens, der theologischen Forschung und vor allem auch

der Mission. Die Thomaschristen in Indien berufen sich auf ihre Apostolizität, ihre Verbundenheit mit dem Apostel Thomas, dessen „apostolische Christus-Erfahrung“ sie als normativ und konstitutiv für ihr eigenes Kirchesein ansehen und die sie durch ihre Missionstätigkeit gleichberechtigt mit den lateinischen Missionaren weitertragen müssen. Als Individualkirche sehen sie sich gleichberechtigt mit der lateinischen Kirche, mit der und anderen Individualkirchen zusammen sie die eine katholische Kirche als Gemeinschaft von Individualkirchen verstehen.

Seitens der lateinischen Kirche in Indien werden diese Ansprüche der Syro-Malabaren und Syro-Malankaren als überzogen und für die indische Situation nicht hilfreich empfunden. Angesichts der Minderheitensituation der Christen in Indien käme es darauf an, eine geeinte Christenheit zu werden und nicht so sehr die geschichtlichen Eigenheiten bestimmter kirchlicher Traditionen zu pflegen und zu bewahren. Es wird das Prinzip der *Einheitlichkeit der Jurisdiktion*: Ein Bischof für ein Territorium, beschworen, das allein sicherstelle, daß es nicht zu innerkirchlichen Auseinandersetzungen über die jeweilige Zuständigkeit und Jurisdiktion komme. Wenn die Orientalen sich auf das 2. Vatikanische Konzil beriefen, müßten sie auch die anderen Erklärungen des Konzils ernst nehmen und verwirklichen. Dies gelte etwa auf dem Gebiet der Liturgie, wo eine Erneuerung der liturgischen Tradition gefordert werde, wohingegen die orientalischen Christen in Indien sich gegenwärtig mit einer restaurierten syrischen Liturgie konfrontiert sähen, die den Forderungen des Konzils nach Erneuerung und Inkulturation nicht entspreche. Wenn diese syrische Liturgie auf dem Weg über die Missionstätigkeit der orientalischen Christen auch in den Norden Indiens unter den Konvertiten aus der Stammesbevölkerung verbreitet werde, stehe das nicht mehr im Einklang mit den Verlautbarungen des Konzils.

Es ist verständlich, daß diese theologischen Auseinandersetzungen, die ihre Auswirkungen auf das alltägliche Zusammenleben von Klerikern und Gläubigen haben, das Zeugnis der Katholiken in der indischen Gesellschaft nicht gerade gefördert hat. Andererseits zeigt sich hier auch der Reichtum der christlichen Tradition in Indien, die es durch die geschichtlichen Abläufe mit sich gebracht hat, daß sich mehrere christliche Traditionen und Formen kirchlicher Organisation ausgebildet haben. Darin liegt bei genauerem Hinsehen nicht nur die Gefahr der Zersplitterung und der Auseinandersetzungen, sondern auch eine Möglichkeit und Herausforderung, etwas von der katholischen Fülle der „Einheit in Verschiedenheit“ zum lebendigen Ausdruck zu bringen.

Von Anfang der Auseinandersetzungen an war Rom durch die Kongregation für die Ostkirchen und die Kongregation für die Evangelisierung (Propaganda) an dieser Problematik beteiligt und engagiert. Die verschiedenen indischen Gruppen haben viel unternommen, um seitens der römischen Zentralstellen verbindliche Ent-

scheidungen in ihrem Sinn zu erlangen. Es war dem Weitblick der Kongregation für die Ostkirchen unter der Leitung von Kardinal Tisserant in der Zeit vor und nach dem 2. Vatikanischen Konzil zu verdanken, daß die syro-malabarische und syro-malankarische Kirche gewisse Rechte und Privilegien wieder zürückerhalten hatten. Bei seinem Besuch 1986 in Indien (vgl. HK, Februar 1986, 114 ff.) hatte Johannes Paul II. eine baldige Entscheidung in der Frage der Riten angekündigt. Auf der Außerordentlichen Vollversammlung der Bischofssynode im Dezember 1985 in Rom wurde von den indischen Bischöfen aus der syro-malabarischen und syro-malankarischen Kirche darauf hingewiesen, daß 25 Jahre nach Ende des 2. Vatikanischen Konzils die Beschlüsse über die Ostkirchen in Indien immer noch nicht verwirklicht worden seien.

Der Brief des Papstes vom Mai 1987

Kurz darauf (in Reaktion darauf?) wurde vom Papst eine päpstliche Kommission aus Vertretern der Kongregationen für die Ostkirchen und für die Evangelisierung, einigen indischen Bischöfen der beteiligten Riten und Experten unter der Leitung von Kardinalstaatssekretär *Ago-stino Casaroli* einberufen, um das Problem der indischen Riten zu beraten. Über die Arbeit dieser Kommission gibt es keinen veröffentlichten Bericht. Es war zu hören, daß sie sich schwer tat, eine gemeinsame Form des Vorgehens zu finden und zu gemeinsamen Ergebnissen zu kommen. Im Brief des Papstes vom Mai 1987 wird nur festgehalten, wie sich die Kommission zusammensetzte und daß sie mehrmals in einer Atmosphäre des freien und direkten Meinungsaustausches getagt habe. Erzbischof *Antony Padiyara* (syro-malabarisch) führte im Auftrag des Papstes eine apostolische Visitation durch, die im Brief des Papstes aber nicht einmal erwähnt wird.

Der Brief vom 28. 5. 1987 beginnt mit einer kurzen Rekapitulierung der verschiedenen Initiativen im Vorfeld des Schreibens. Darauf folgt eine knappe Darstellung der Geschichte der christlichen Kirchen in Indien. Dabei legt sich der Papst im Hinblick auf die Historizität der Missionstätigkeit des Apostels Thomas in Indien nicht fest, wenn er von einer „starken Tradition“ in diesem Sinn spricht und die Verehrung des Grabes des hl. Thomas in Mylapore erwähnt. Bei der Behandlung der übrigen Missions- und Kirchengeschichte stellt der Papst eher die positiven Aspekte – die gemeinsamen Missionsanstrengungen – heraus, als daß er auf die dunklen Seiten eingegangen wäre. Über die Darstellungen der einschlägigen Äußerungen des Konzils zur Stellung der Ostkirchen kommt Johannes Paul II. zu den praktischen Konsequenzen und Anordnungen.

1. Die Bischöfe der drei Riten haben das Recht, ihre *eigenen bischöflichen Gremien* gemäß ihrer jeweiligen kirchlichen Tradition zu errichten. Neben diesen gesonderten Bischofskonferenzen soll aber an einer nationalen

Bischofskonferenz festgehalten werden, in der Fragen allgemeiner Natur, nationale und übernationale Probleme der Lehre, der Organisation und des Verhältnisses zum Staat besprochen und entschieden werden können.

2. Alle Kirchen haben das Recht, unter der Leitung des römischen Papstes, *Evangelisierung zu betreiben*. Den indischen Bischöfen wird aufgetragen, in geeigneter Form, z. B. durch eine eigene Kommission, dafür zu sorgen, daß die Missionsanstrengungen der verschiedenen Riten koordiniert werden, um Konkurrenz und Verwirrung zu vermeiden.

3. Die lateinischen Ortsbischöfe werden angewiesen, in Diözesen, wo eine entsprechende Zahl von Gläubigen aus den orientalischen Riten lebt, eine zureichende pastorale Betreuung sicherzustellen, indem sie Priester aus den orientalischen Riten mit der Seelsorge betreuen, evtl. auch eigene Pfarreien für sie einrichten. In bestimmten Fällen könnte auch die Ernennung eines bischöflichen Vikars notwendig werden, der auch selber bischöflichen Rang haben könnte. Konkret wird festgehalten, daß die große Zahl von Gläubigen aus den orientalischen Riten im Raum Bombay-Puna schon jetzt die Errichtung einer eigenen Eparchie des syro-malabarischen Ritus rechtfertige.

Der Papst schließt seinen Brief und seine Anordnungen mit einer eindringlichen *Ermahnung zur Einheit und Zusammenarbeit*. Die Kirche sei das Zeichen der Einheit der Menschen, und es gelte, diese Einheit durch den Geist der Versöhnung wiederherzustellen, wo sie durch die Auseinandersetzungen der Vergangenheit beeinträchtigt worden sei.

Reaktionen auf den Brief Johannes Pauls II.

Die orientalischen Kirchen in Indien betrachten diesen Brief Johannes Pauls II. als Sieg für ihre Sache. Nach den langen Jahren des Wartens sehen sie in den Worten des Papstes endlich eine Anwendung der Bestimmungen des 2. Vatikanischen Konzils auf ihre Situation in Indien. Das Prinzip von der Einheitlichkeit der Jurisdiktion, das die lateinischen Bischöfe in der Diskussion immer gebraucht haben, ist durch den Papst selber aufgegeben worden, und für Indien kann nicht länger ein Sonderstatus beansprucht werden. Die Möglichkeit einer eigenständigen Missionstätigkeit, die sie ja schon länger, aber in weitgehender Abhängigkeit von den lateinischen Bischöfen wahrnehmen, wird ihnen jetzt als genuines Recht offiziell zugestanden.

Erste Reaktionen seitens „lateinischer Kreise“ zeigen Sorgen im Hinblick auf die Verwirklichung der päpstlichen Anweisungen. Grundsätzlich wird festgehalten, daß so viel „Neues“ in den päpstlichen Anweisungen eigentlich nicht gesagt werde. Die Anweisung der Sicherstellung der seelsorglichen Betreuung der orientalischen Christen und die Errichtung der Eparchie seien die ei-

gentlich neuen Elemente der päpstlichen Weisung. Bei den anderen Punkten – die eigenen Bischofskonferenzen und das Recht zur eigenständigen Missionstätigkeit – liege das Problem in der *praktischen Umsetzung* dieser Bestimmungen. Hier habe der päpstliche Brief die Realisierung in die Hände der indischen Bischöfe gelegt. Nur die Zukunft könne zeigen, inwieweit die Umsetzung der päpstlichen Direktiven in die kirchliche Wirklichkeit Indiens in dem vom Papst beschworenen Geist der Einheit und Versöhnung verwirklicht werden könne.

Theologische Fragen im „Ritenstreit“

Die Problematik der Riten ist zunächst einmal eine innerkirchliche Frage. Die intensive Beschäftigung mit dieser Frage bindet viele Energien und führt in die *Gefahr eines ekklesiologischen Narzißmus*. Beim Blick auf die Mission des Christentums in Indien wird angesichts der Größe der Probleme der indischen Gesellschaft klar, daß diese Frage nicht das vorrangige Problem der indischen Theologie und Kirchen sein darf. Von indischen Theologen ist darauf – gerade in jüngster Zeit – wiederholt hingewiesen worden. Im August tagte in Bangalore eine theologische Konferenz, die sich mit der „Mission der Thomaschristen“ befaßte. Dabei wurden eine Reihe von ekklesiologischen Fragen im Zusammenhang mit der Ritenproblematik besprochen.

Felix Wilfred, langjähriger Präsident der indischen Theologenvereinigung, entwickelte eine Ekklesiologie im Licht des Reiches Gottes und des Wirkens des Heiligen Geistes über den Bereich der Kirchen hinaus. Ziel der Sendung Jesu Christi sei das Reich Gottes gewesen, für das die Kirche Zeichen und anfängliche Verwirklichung sei, das aber nicht identisch mit der Kirche sei, sondern diese übersteige. Die Sendung der Kirche sei nicht einfach übergeschichtlich, sondern habe sich an dem jeweiligen Kontext zu orientieren; in dem es das Wirken des Heiligen Geistes vorläufig zur Begegnung mit der Kirche zu unterscheiden gelte. In Indien sei der Kontext bestimmt durch die Phänomene der Armut und Ausbeutung eines Großteils der Bevölkerung, durch die Kastenfrage und das Problem der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Volksgruppen, durch die religiöse Vielfalt und die damit gegebenen Herausforderungen. Daraus ergebe sich für die christliche Mission die Verpflichtung, einen legitimen Pluralismus der Kulturen, Sprachen und Ausdrucksformen anzuerkennen. Das verpflichte die Kirche zur Anstrengung um echte Inkulturation, die es verbieten müsse, einen bestimmten Typ der Kirche, und sei er auch noch so heilig und apostolisch, absolut und für immer gültig zu setzen.

An der Frage der *Inkulturation* gibt es gegenwärtig sicher die meisten Reibungsflächen zwischen den Theologen der verschiedenen Riten. Bei den *Theologen aus den orientalischen Kirchen* hat sich eingebürgert, die grundsätzliche Notwendigkeit einer Inkulturation für das Christentum anzuerkennen. Die Umsetzung dieser Verpflichtung

für die Inkulturation wird von ihnen aber den lateinischen Theologen auferlegt, weil die lateinische Kirche als in Indien fremde Gruppe sich den indischen Gegebenheiten anzupassen habe. Für die orientalischen Kirchen Indiens gelte aber, daß sie seit Jahrhunderten schon inkulturiert seien. Mit den Worten ihres herausragenden Theologen *Placid Podipara* (†1985) sprechen sie von ihrer Kirche als „indisch im Hinblick auf die Kultur, christlich, was die Religion angeht, und syro-orientalisch in bezug auf die Liturgie.“ Dem Einwand, daß die syrische Sprache den Indern doch mindestens genauso fremd sei wie das Latein oder eine andere europäische Sprache begegnen sie mit einer These von der Affinität zwischen dem syrisch-sumerischen Denken und dem der drawidischen Urbevölkerung Indiens.

Diese Haltung gilt für einen eher kleineren Kreis der orientalischen Theologen. Andere sind sich bewußt, daß die Forderung nach Inkulturation für alle Formen des christlichen und kirchlichen Lebens in Indien in gleicher Weise gilt. Für die indische Kirche und darüber hinaus wird bedeutsamer sein, in welcher Form die ekklesiologischen Fragen, die mit der Entscheidung des Papstes für die indische Kirche sich stellen, angegangen und gelöst werden können. Die orientalischen Theologen haben immer darauf hingewiesen, daß die Anerkennung ihrer ekklesialen Gleichberechtigung als Individualkirche und die daraus resultierenden Konsequenzen für die anderen orientalischen Kirchen und protestantischen Gemeinschaften von

großer Bedeutung seien und dort auch aufmerksam verfolgt würden. In Indien gibt es noch etwa 3 Millionen orientalische Christen, die außerhalb der katholischen Gemeinschaft leben, die Jakobiten, die Mar-Thoma-Kirche, die orthodoxe Kirche und die Kirche des Ostens, um die wichtigsten zu nennen.

Wenige Monate nach dem Papstbrief machte der Präfekt der Kongregation für die Ostkirchen, Kardinal *Lourdusamy*, im August 1987 einen offiziellen Besuch in Südinien. Als ehemaliger Erzbischof von Bangalore und langjähriger Sekretär der Päpstlichen Missionswerke sind ihm die Probleme der indischen Kirche bestens vertraut. Seitens der orientalischen Kirchen war seine Ernennung zum Präfekten der Kongregation für die Ostkirchen mit einiger Besorgnis aufgenommen worden, weil er eher als Protagonist der Lateiner eingeschätzt wurde. Bei seinem Besuch wurde er mit viel Ehren seitens der orientalischen Kirchen empfangen. Der Brief des Papstes wurde positiv herausgestellt und der Kardinal aufgefordert, die jetzt noch ausstehende konsequente Weiterführung positiv mitzubetreiben und sich für die *Ernennung eines eigenen Patriarchen oder Katholikos für die syro-malabarische Kirche* einzusetzen. Die Berechtigung dieser Forderung wird man anerkennen können. Es bleibt aber die Frage, ob nicht hier auch ein Anzeichen zu finden ist, daß die Beschäftigung mit den innerkirchlichen Problemen auch weiterhin die indischen Katholiken über die Gebühr beanspruchen wird. *Georg Evers*

Die „Perle Afrikas“ – ein Symbol für Tränen?

Uganda – zwei Jahre nach der „Befreiung“

Als Paul VI. im Sommer 1969 Uganda besuchte (es war die erste Afrikareise eines Papstes), galt das ostafrikanische Land noch als politisch stabil. Seither erlebte Uganda, das zu den am stärksten christianisierten Ländern Afrikas gehört, einen fatalen politischen und wirtschaftlichen Niedergang. Prälat Bernd Kaut, der Präsident von Missio (Aachen), hat das Land, das er schon von früheren Besuchen kannte, jetzt wieder besucht. Hier sein Bericht.

Im Innenhof des Bischofshauses von Jinja, einer Provinzstadt 80 km östlich von Kampala, gibt ein Papagei seine Ansicht über die Zustände in der Hauptstadt Ugandas preis. Auf die Frage: „How is Kampala?“ (Wie ist die Lage in Kampala?) krächzt er zurück: „Terrible!“ (Schrecklich!)

Doch der bunte Vogel scheint nicht mehr auf dem laufenden zu sein. Wer nach regelmäßigen Besuchen zu Kriegs- und Krisenzeiten in diesen Wochen in Entebbe, dem internationalen Flughafen vor Ugandas Metropole ankommt, kann sich nur wundern. Die Blockaden zur

Hauptstadt sind bis auf eine einzige Straßensperre abgeräumt. Auf Kampalas Straßen zeigt sich ein buntes, friedliches Treiben. In etlichen Geschäften sind wieder – wenn auch teure – importierte Waren aufgereiht, auf den Märkten gibt es Matoke, Tomaten, Reis und Bananen zu kaufen. Abends laden überdimensionale Lautsprecher zu Disco-Parties unter freiem Himmel ein, deren Lärm erst durch einen funkensprühenden Kurzschluß in den überlasteten Elektro-Aggregaten spät in der Nacht er stirbt. Kampala, vor etlichen Jahren noch als eine der schönsten afrikanischen Metropolen gefeiert, wie einst Rom auf sieben Hügeln erbaut, imponiert auch heute noch – wenigstens von weitem: wenige weit verstreute Hochhäuser inmitten einer grünen Parklandschaft und eine üppige Vegetation aus Matoke-Palmen, Bananenstauden, Papaya- und Mangobäumen, die garantieren, daß kaum einer der rund 16 Mio. Einwohner Ugandas wirklich hungern muß. Das Bild erinnert an ferne Zeiten, da Afrikaforscher und europäische Politiker dieses Land als „Perle Afrikas“ priesen.